

Aventura [Fortsetzung]

Autor(en): **Berthoud, Dorette**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 35

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646869>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aventura

Roman von Dorette Berthoud • Übertragung von A. Guggenheim



8. Fortsetzung

Schweizer Feuilleton-Dienst

Wir nahmen zuerst Richtung genau nach Norden, mitten durch die Prärie, um die «Strasse» zu erreichen, die Pietersburg mit Lydenburg verbindet. Viel Regen war gefallen und der nasse Boden vollkommen durchweicht. Fortwährend musste man aussteigen und die Räder drehen helfen. Vor allem war das Überschreiten der Flüsse gefährlich. Einmal sogar brach die Felge des rechtseitigen Vorderrades, und trotz allen Schreiens, trotz der Peitschenhiebe und Fusstritte des Zulus reichten die Anstrengungen der Ochsen nicht aus, um das Gefährt aus der Strömung herauszureissen. Zum Glück war es nicht weit bis zur Strasse; ich lief hin, um von dort Hilfe herbeizuholen. Ein Farmer aus Malips, der sich ebenfalls über die Weihnachtstage nach Lydenburg begab, verband sein Gespann mit dem unsrigen und zog uns aus der Affäre. Oom Piet konnte den Schaden in kürzester Zeit ausbessern, und langsam setzten wir unsere Fahrt fort, jetzt aber in Richtung nach Osten.

Von Zeit zu Zeit trafen wir auf andere Wagen von Buren, die auf Reisen waren, wie wir, oder dann begegneten wir Wagenzügen mit einem Gespann von sechzehn bis zwanzig Lasttieren und einer Ladung von oft bis zu fünf Tonnen Ware. Pferde- oder Ochsengerippe bezeichneten den Fahrweg, der gegen die Hochebene anstieg. Um der unerbittlichen Sonnenhitze zu entgehen, fuhren wir hauptsächlich des Nachts. Alle fünf oder sechs Stunden machte man Halt und spannte die Ochsen aus, die dann in der Nähe gemächlich weiden durften. Unterdessen ging Oom Piet auf die Jagd, seine Flinte über der Schulter, Pax auf seinen Fersen. Wenn dürres Holz zu finden war, machte ich Feuer an; Kaatje stellte die Suppe im dreifüssigen Eisentopf auf und schürte die Flamme mit einem Mimosazweig. Um uns herum schnatterte das mitgebrachte Geflügel und pickte im Grase nach Mistkäfern. Wenn es regnete, rückte man unter der Blache zusammen und musste auf Feuer verzichten. Macaro schlief unter dem Wagen, in eine Decke eingewickelt.

Am folgenden Tage begegneten wir der Kutsche, die ein- oder zweimal im Monat den Kurierdienst zwischen Pietersburg und Lydenburg versah. Von weitem schon machte sie sich durch ein entsetzliches Getöse bemerkbar, verursacht durch die schlecht gefügten Bretterwände, die knirschenden Wagenachsen und das fortwährende Peitschenknallen. Die Kutsche raste im Galopp der fünf Pferdepaaire wie ein Sturmwind an uns vorbei und bedeckte uns mit Kotspritzern. Ein Hottentottenfuhrmann lenkte das Gespann an langen Zügeln, ein anderer an seiner Seite schwang eine Bambuspeitsche, deren Schnur mindestens zwanzig Meter mass. Die Kutsche selbst bestand eigentlich nur aus einem langen Kasten ohne Türe und Fensterscheiben, dem sogar die Bremse und der Hemmschuh für die Räder fehlte. Das Dach war aus mit Wachs- tuch bespannten Holzbrettern zusammengesetzt; auf der

Seite hingen kleine Vorhänge herunter. Da diese wild im Winde flatterten, war mir für einen Augenblick die blitzschnelle Vision der wenig beneidenswerten Reisenden vergönnt, die sich im Innern der Kutsche an die drei Quer- bänke klammerten und anscheinend die Ersparnis an Reisezeit schwer büssen mussten.

Um ehrlich zu sein: ich weiss nicht, ob ich tatsächlich in jenem Moment diese Überlegung machte. Wahrscheinlich nicht, denn die Benützung der «Blitzkutsche» war damals äusserst kostspielig und wurde von den Farmern im Transvaal als unerhörter Luxus betrachtet. Wie die Buren jener Zeit diese Kutsche, so sehen heute, mit dem gleichen glotzenden Ausdruck von Bewunderung, die Bauern in Frankreich oder England, den «Goldenen Pfeil» oder wie die Blitzzüge heissen mögen, vorüberlassen...

Am 23., abends, kamen wir in Lydenburg an. Eine kleine Stadt war es damals noch, mit langen staubigen Strassen — eher Alleen — ohne Trottoirs, eingesäumt von winzigen Gärten und niedrigen Häuschen, deren Dächer aus Zinkplatten bestanden. Mit ihren Zinnen und Glockentürmchen gefielen mir die öffentlichen Gebäude ausserordentlich; sie erinnerten mich an diejenigen Pretorias.

An der mittleren Kerkstraat, im Hintergrunde eines weiten Platzes, erhob sich die Kirche, in rotem Backstein mit weissen Fugen, mit einem spitzen Glockenturm, dessen Blechdach in den Strahlen der sinkenden Sonne gléisste. Auf dem freien Platze standen in langen Reihen, die Deichseln nach oben gerichtet, unzählige Karren und Wagen. Ringsherum hatten die aus den verschiedenen Winkeln des Distriktes gekommenen Farmer unter dem freien Himmel oder unter Zelten ihr Lager eingerichtet und ihr «häusliches» Feuer angemacht.

Macaro stellte unseren Wagen in die Reihe ein und führte die Ochsen in die gemeinsamen Ställe, wo man Wasser, Heu und Streu für die eingestellten Tiere bekam. Mir wurde befohlen, das Abendessen vorzubereiten, während die Herrschaften Nicoline mit ihrem Besuch überrumpeln wollten. Martins blieben lange weg. Traurig wartete ich auf sie mit meinem erkalteten Maismehlbrei. An jenem Abend bekam ich aber Nicoline noch nicht zu sehen, dafür dann am folgenden Morgen, denn sie kam schon früh mit ihrer Tante, um uns zu besuchen. Als die beiden heranspazierten, trat ich vor und lüftete meinen Hut. Das Herz in meiner Brust klopfte so laut wie eine Glocke; ich dachte, Nicoline müsse es unbedingt hören. Aber sie sagte in ganz natürlichem Tone, wie damals, als sie mir zum ersten Male nach meinem Unglücksfall das Essen brachte: «Guten Tag, Fred.»

Ich musste daraus schliessen, dass ihr die Zeit nicht so unendlich langsam verstrichen war, wie mir. Während sie mit ihren Eltern und Kaatje plauderte, beobachtete ich sie von der Seite. Nein, sie hatte sich in der Stadt nicht stark verändert. Dass sie die Zöpfe auf dem Nacken trug, liess sie nicht um so viel älter erscheinen. Immer noch hatte sie das gleiche, feine Gesicht, die gleichen dunklen Augen voller Eigenwilligkeit, das gleiche spitzige, mutwillige Näschen!

Wenn Bein, dann Casino!

Ihr Rock war rosafarben mit weissen Dessins. Ich hatte ihn noch nicht an ihr gesehen. Auch ihr Schuhwerk war anders. Sie trug die Schuhe einer Städterin, die sie eleganter erscheinen liessen.

Am Morgen des Weihnachtstages, als die Glocken läuteten, folgte ich den Martins zur Kirche. Am Portal war eine kleine Tafel angebracht: «Schwarzen und Hunden ist der Eintritt verboten!» Die Frauen sassen alle zur Linken im Schiff, die Männer zur Rechten. Die Konfirmanden, Jungen und Mädchen, in schwarz gekleidet, füllten den Chor.

Als das Harmonium der Empore seine seufzenden Klänge aussandte, fühlte ich, wie meine Augen sich feuchteten. Ich dachte an meine Mutter. Ob sie am Leben oder schon tot ist: am Weihnachtstag denkt man immer an die Mutter. Aber das Verlangen, Nicoline unter den dunkeln Gestalten im Chor zu entdecken, war stärker als meine innere Bewegung.

In der Kirche von Lydenburg sang man ausschliesslich Psalmen. Die altertümlichen Ausdrücke und dunklen Wendungen des literarischen Holländisch verliehen der Predigt etwas Feierliches und Geheimnisvolles. Die Versammlung war in schweigende Andacht versunken. Vom Gewölbe und den kahlen Mauern widerhallte kräftig der dunkle Bass des Geistlichen. In diesem Gottesdienste lag eine Würde, eine herbe Schönheit, die mich geradezu überwältigten.

Der Gottesdienst dauerte beinahe zwei Stunden. Daran schloss sich das Heilige Abendmahl, an dem jedermann teilnahm, zuerst die Konfirmanden, dann die Gläubigen, die sich in zwei langen Reihen gegen den Altar bewegten, durch das Schiff zurückkehrten und dann vor den Bänken niederknieten. Der Geistliche verteilte das geweihte Brot; die Älteren gossen den Wein aus reich ziselierten Schenkkanen in massive Kelche und reichten sie den Kommuni-

kanten. Das Harmonium begleitete mit seinem gedämpften Klänge das Scharren der Schuhe und das Murmeln der Buss- und Dankgebete.

Erschüttert, tief bewegt, folgte ich Oom Piet, der mit gesenktem Kopf vorwärtsschritt, während er sonst immer frei vor sich hinblickte. Und als der geweihte Wein meine Lippen netzte, fühlte ich etwas wie neue Kraft in mich eindringen... War ich nicht der Erwählte des Herrn?

Nicoline gesellte sich auf dem Platz vor der Kirche zu uns. Während Frikje mit brennenden Wangen in frommer Begeisterung glühte und wir alle den ersten Nachhall des Gottesdienstes in uns fühlten, schien Nicoline nicht im mindesten bewegt. Offenbar fühlte sie sich in ihrem strengen schwarzen Kleid ganz wohl, als sie an der Seite ihrer Eltern Grüsse und Wünsche von Bekannten und Freunden entgegennahm.

Für die Farmer des Distriktes bedeutete die Stunde nach dem Weihnachtsgottesdienst das grosse Treffen des Jahres. Es war der elegante Tag Lydenburgs. In Gruppen, oder jede Familie für sich, spazierten man in der Kerkstraat auf und ab, blickte in die Schaufenster der englischen Läden, schloss Geschäfte ab, bahnte Heiratsprojekte an. In ihre Fischbein-Korsetts und hochstehenden Halskragen gezwängt, nahmen die Matronen den Arm des Gatten, der im Zylinderhut und Alpakarock auftrat. Die bunten Kattunkleider der jungen Mädchen, die weissen Westen, die sich über wichtigen Bäuchen wölbten, die seidenen Sonnenschirme, belebten das tiefe Schwarz der würdigen Damen. Uhrketten mit Anhängseln, lange Bratenröcke, befranste Shawls und Spazierstöcke mit goldenem Knopf sahen heute das grelle Sonnenlicht.

Die Gespräche drehten sich damals beinahe ausschliesslich um die Eisenbahnlinie vom Kap nach Blœmfontein, die quer durch den Transvaal hindurch verlängert werden

BERNER WOCHE



ALMANACH

London: Wir fordern nach dem Kriege bessere Verhältnisse

Nicht nur der Einwohner Londons stellt diese Forderung, sondern die ganze Welt will sich nach diesem harten Krieg ausruhen und wieder zu normalen, aber auch besseren Verhältnissen zurückkehren. Ob den zurückkommenden Soldaten dann endlich von den vielen Versprechungen eine gehalten wird und als Belohnung für ihre Tapferkeit (ob Sieg oder nicht!) zufällt, wird sich dann zeigen. — Der Krieg hat trotz allen Verwüstungen und trotz allem Elend auch eine gute Seite, nämlich die, dass sog. «Hundslöcher» von Wohnungen, von denen es ganze Quartiere in den Großstädten gibt, durch die Bombardements endgültig vernichtet werden. Die Bewohner dieser «Hundslöcher» haben in bezug auf «ihren Besitz» durch den Krieg nichts verloren, im Gegenteil, ihnen nähert sich eine bessere Zukunft. Ueber die Großstadt Londons, die Stadt zwischen prunkhaftem Reichtum und verwahrlostem Elend, orientieren einige Angaben aus einem Bericht über «Oeffentliche Gesundheit in London», erschienen vor 50 Jahren, mit der Bemerkung, dass sich bis heute die Zustände nicht gebessert hätten.

«Den ersten Rang in überfüllten oder auch für menschliche Behausung absolut unmöglichen Wohnlichkeiten nimmt London ein. Zwei Punkte», sagt Dr. Hunter, «sind sicher: erstens, dass es ungefähr 20 grosse Wohnviertel in London gibt, jedes ungefähr 10 000 Personen stark, deren elende Lage alles übersteigt, was ich jemals anderswo als in England gesehen habe und die fast ganz die Folge ihrer schlechten Wohnungsversorgung ist; und zweitens, dass der überfüllte und verfallene Zustand der Häuser dieser Wohnviertel viel schlechter ist als vor 20 Jahren. Tatsache ist immer noch, dass das Leben in vielen Teilen von London höllisch ist. — Ohne Zweifel liegt die Ursache der Fortdauer und die Verbreitung des Typhus in der übermässigen Zusammenhäufung menschlicher Wesen und der Unreinlichkeit ihrer Wohnung. Die Häuser, worin die Arbeiter häufig leben, liegen in abgeschlossenen Winkelgassen und -höfen. Sie sind mit Bezug auf Licht, Luft, Raum und Reinlichkeit wahre Muster von Mangelhaftigkeit und Ungesundheit, eine Schmach für ein zivilisiertes Land. Dort liegen Männer, Weiber und Kinder des Nachts zusammengehudelt. Auf das Bett, und darunter verstehe ich jede Rolle von schmutzigen Lumpen oder Handvoll Hobelspänen, kommen durchschnittlich drei

bis vier Personen, manchmal bis sechs Personen. Viele schlafen ganz ohne Bett auf nacktem Boden in ihren Kleidern, junge Männer und Frauen, verheiratet und unverheiratet, alles kunterbunt durcheinander. Was die Männer angeht, folgt die Arbeitsnachtschicht der Tagesschicht und in ununterbrochenem Strom, so dass die Betten kaum Zeit zur Abkühlung finden. Die Häuser sind schlecht mit Wasser versehen und noch schlechter mit Abtritten, unflätig, ungelüftet, pestilenzialisch. Ist es nötig hinzuzufügen, dass diese Hausungen meist dunkle, feuchte, schmutzige Stinkhöhlen sind, ganz und gar unpassend für menschliche Wohnungen?»

Wenn England in diesem Kriege nicht nur um der Herrschaft willen kämpft, sondern auch um die sozialen Verhältnisse im eigenen Lande zu verbessern, so sind es vor allem die untern Schichten, die sich das Ziel gesetzt haben, in der Wohnungsangelegenheit eine Neuordnung zu schaffen. Die britische Regierung hat dieser Forderung endlich grosse Beachtung geschenkt und liess das Arbeitsministerium ein Projekt für die Erstellung einer halben Million Wohnhäuschen ausarbeiten, wobei bereits die ersten Muster fertiggestellt, erstmals in London zur öffentlichen Besichtigung aufgestellt wurden. Sie tragen den Namen «Churchill-Houses». Ti.

sollte, und von den neuentdeckten Goldlagern in Mashonaland. Sogar die Wahlen zur Landessynode mussten, was die Männer anbetraf, in den Hintergrund der Gespräche zurücktreten.

Die Frauen hingegen bemerkten das Pflaster, das Tante Olga an der Wange trug und stiessen sich mit den Ellbogen an. Ich erriet, dass sie bei sich dachten: «Die Ärmste! Ich gebe ihr nur noch sechs Monate... höchstens acht!» Ganz genau wusste ich es, auch wenn sie über das Seifenkochen sprachen und darüber diskutierten, ob es richtiger sei, nach der neuen Methode Soda in den Topf zu werfen

St. Jakob an der Birs

Aus einem Vortrag von Wachtmeister Christian Lerch. Schluss

dere ryssen us — und der Kamerad, wo sälber us paarne Wunde blüetet, nimmt sy Gspane vom Boden uf und treit ne zrügg.

Um die Füfi, halbi Sächsi stilltets. D'Eidgenosse gseh, wie ne Chuppele höhi französische Offizier zämestände und Chriegsrat hei. Es macht Gattig, der Dauphin syg o derby. Was plane sie ächt? Me chunt nid drüber. Ryter jage zuechen und dänne — und üsi Schwyzer dörfen e chly verschnuppe, d'Wunde luege z'verbinde und de schwärverletzte Kamerade zwäghälfe, und syg's o nume mit emene letschte, guete Wort. Toti, Stärbendi, Verwundet, alles isch dick inenand i däm änge Garte, zwüsche de Greber inne. Me muess Sorg ha wäge de Muure und Balke vo de Hüser, wo gäng no brönne. Aber es isch ömel e Pouse im Kampf. Das weiss me z'schetze, we me sit sächzäh Stunden uf de Beinen isch und sit nüün Stunde bständig im Gfächt.

Was rede die Franzosoffizier so yfrig zäme? Es wär guete Bscheid für üsi müede Chrieger. Der Dauphin findet, me heig uf beidne Syte Lüt gnue verlore; me sött mit de Schwyzer verhandle und ne, we's e chly z'mache syg, der Wäg freigäh für hei. Der Rächbärg, der Falkestei und es paar anderi östrychische Herre protestiere. Die französische Offizier überstimme se. Guet — es söll ne's öpper ga säge, eine vo dütsch cha. Ungfelligerwys schickt me grad dä, wo am alleriwienigste der Ma isch für so öppis. Der Ritter Burkhard Münch vo Landskron. Eine vo de böschte Schwyzerfrässer. Er het zwar nid soviel uf em Kärbholz wie der Rächbärg, aber d'Schwyzter kenne ne — und hasse ne.

Der Ritter Münch rytet zur Muur häre, luegt vo sym Ross obenabe i Garten yne und cha sech nid überha, grad zum Afang en unpassendi Bemerkig la z'falle: er seit öppis vo mene Rosegarte, wo sy Vatter no agsetzt heig. Zur Antwort chunt us em Garten usen e füüschtige Stei cho z'flüge, em Ritter z'mitts i ds Gsicht. Er brüelet lut uf und rütscht vom Ross abe. Me rüeft namene Fäldschärer und treit der Ritter dänne. Die französische Offizier luegen ihm läng nahe. «Gseht der jetze!», hässelet se der Rächbärg a. «Settigem Volch geit me doch nid ga der Frieden anerbiere. Die muess men usrotte, dass nid eine me fürblybt!» D'Franzose wei nid rächt. Der Dauphin isch grad nid ume Wäg. D'Oestrycher schimpfen und hetze. Ds Aend vo däm Gchäär isch: der Kampf geit no einisch los. «Mir hei de wiederume Munition!» seit der Rächbärg; «mir hei la reiche uf em Schloss Röttle, änen a Basel; es isch e chly wyt gsi, aber jetz

oder, nach alter Gewohnheit, die Asche von «milk-bushes» (die ja Pottasche enthält).

Tante Olga schickte mich, das Mittagessen zu bereiten. Ich drehte zwei Hühnern den Hals um und begann, nahe dem Wagen sitzend, sie zu rupfen. «Nein», dachte ich, «Nicoline hat sich nicht verändert.» Und ich wiederholte mir den Satz unaufhörlich, in der Absicht, mich zu trösten. Unglücklicher, der ich war! «Verändert» hatte sie sich kaum, dagegen entwickelte sie sich gemäss ihrer Veranlagung. Sie wurde einfach immer mehr sie selbst. Und das eben war das Schlimme.

(Fortsetzung folgt)

hei mer sen ömel; es nähm mi doch wunder ob mir mit dene Pure fertig wärdn oder nit!» Jetze chrache wiederume d'Kanunne. D'Gartemuure trohle zäme. Oestrychische Ryterei chunt yne, Armagnake dermit. Es git e grässleche Nahkampf. Es Morden isch es, nümme e Kämpfe. Im Chäller vom Siechehuus sy öppe hundert Eidgenosse, alles Verwundet. Der Find treit Wedele und Schyter vor e Chällerygang. Die Manne dinne rüefe: «Löht is use! Mir wei nid da innen ersticke! Mir wei nis dusse für üsers Läbe wehre! Mira gäge drümal so mänge wie mir sy!» Der Find wott nid. Vor em Chällerygang byget er no meh Holz uf. Derna leit eine Fütür dry.

Es isch Sächsi. Z'Basel äne lüte sie Fyrabe. Uf em Friedhof vom Siechehuus Sankt Jakob isch Fyrabe. Kei Eidgenoss wehrt sech meh. Der Dauphin cha jetz cho luege. Er chunt, und seit nüt. Aber es wärchet in ihm, me gseht's. Keine darf nen arede, hie wo d'Majestät vom Tod ihri stummi Sprach redt. Der Dauphin stuunet i d'Wyti. Und jetz überchunt er Ougewasser... und luegt syner Offizier a. «I wett, sie läbti no!» seit er — und sünsch nüt.

D'Sunne geit under, wo ds Fütür vor em Siechehuuschäller gäng no nid am Erlöschn isch.

Der Wäg uf Züri wär jetz so guet wie frei. Der Dauphin wott nid uf Züri. Er wott nid gäge d'Farnsburg. Er wott nid Basel agryfe. Was er dänkt, das bhaltet er vorderhand no für ihn sälber: «Settig Chrieger wott i nid gäge mi ha... die chan i uf myr Syte bruuche!»

Das hei fryli d'Eidgenosse nid chönne wüsse, wo sie hei Bricht übercho wie nes z'Sankt Jakob gange syg. Die vor der Farnsburg sy hei und hei sogar die bärnische Gschütz mitsamt der grosse Basler Kanunne la stah. Die wo Züri belageret hei, die hei hurti-hurti zäme packt und sy furt... d'Glogge vom Freudefescht i der Stadt Züri hei chuun verlütet gha. Allnen Orten i der Eidgenossenschaft, bsunders z'Solothurn und z'Bärn, het me gseit: «Der Dauphin chunt; mer müessen üser Lüt deheime ha!»

Der Dauphin isch nid cho. Er het o nüt dergäge gha, wo d'Basler sy ga ds Schlachtfäld absueche, die Tote beärdige und die Verwundete abtransportiere. Oeppe dryssg Verwundet het me z'Basel no wiederume chönne kuriere. Aber die Nüünenünzg im Chäller sy all erstickt gsi.

Ungfähr anderthalbtusig Eidgenosse sy gfalln gsi. Vo de meiste weis me hüt kei Name und nüt. Mannschaftskontrolle sy keiner meh da, wahrschynlech überhopt keiner gschriebe worde. Die alten Eidgenosse hei bim Chriege so weni Papier und Tinte bruucht wie müglech.

Aber was d'Bärner ageit, so weiss me doch no zwo, drei Sache, wo zeige, wie

hert grad Bärn het müesse blüete. Us däm, was d'Chronike säge — und wo nid dürhar zäme stimmt — cha men ungfähr abschetze, dass öppe die Halbe vo dene Fünfzähndert sy Bärner gsi. Inere bärnische Landgmein, z'Oberbalm, het der Pfarer die Nämme vo dene sächsne, wo z'Sankt Jakob gstorbe sy, i sys Jahrzytbuech ygschriebe. Sächs Ma — das sy müglecherwys grad die allzäme gsi, wo am 31. Juli Hals über Chopf hei müessen yrücke für gäge d'Farnsburg abe. — Und z'Bärn het der Stadtschryber im Verzeichnis vo de Grossratsmitglieder bi de Nämme von dene, wo z'Sankt Jakob bliebe sy, es Chritzli gmacht; es sy re meh weder es Dotze... Gschäftslüt und Handwärkmeister us der Stadt.

Ds Bärnerland het, wie anderi Ort vo der Eidgenossenschaft, es schwärs Opfer bracht. Es isch aber nid vergäbe gsi. Der Dauphin het gäge d'Schwyzter nid e Finger meh grüehrt. Zwo Monet na der Schlacht het er mit ne Friede gschlosse und sogar e Fründschftsvertrag. Dühr heit die ehrwürdig, grossi Pargamänturkunde mit em Siegel vom Dauphin dä Summer gseh im Staatsarchiv.

Der Zürichrieg het bi längem doch du es Aend gno; nid ganz zweu Jahr na der Schlacht bi Sankt Jakob. Was vorhär nid het chönne wärde, das het der Schultheiss vo Bärn, der Herr Heinrich vo Buebebärg, als Obma vom Schiedsricht, fertigbracht: e Friede, wo niene böses Bluet gmacht het. Und Züri het der Bund mit Oesterrych ufglöst.

Alli hei gnue gha vom Chrieg, die einte wie die andere. Me het ygseh gha: lenger chan es nümme eso gah. Churz vor em Friedesschluss hei e Teil vo den Oberländer, schriftlich und mit emene Eid, zämen abgmacht, sie marschieri nümme, wenn es Ufgebot chöm, oder es passi ne de grad.

Was d'Schwyz de Helde vo Sankt Jakob z'danke het, das zeigt sech no i üsne Tage. Sie hei d'Schlacht verlore — und doch gwunne. «Unbesiegt — vom Siegen ermüdet» syge sie gstorbe, het en italiänische Dichter gschriebe, wo denn grad z'Basel isch gsi.

Der Sankt-Jakobs-Geist hei mer o hüt wiederume nötig. Vilicht nid im Dryschlah — vilicht blybt is das erspart. Blybt es is nid erspart — de muess üs Sankt Jakob es Vorbild sy. Näbe der Tapferkeit und em chriegerische Heldetum gehört zum Sankt-Jakobs-Geist o no d'Kameradschaft...

E Veteran im wysse Haar,

e lüftige Jungsoldat —

Gob Gschäftsma, Bützer, Bürolist,

är isch e Kamerad.

Und geit's ihm schlächt, däm Kamerad,

de steit me für nen y,

So isch es und so blybt es

i üser Kompagnie!